

Politik der Illusionen?

Jens Hacker: „Deutsche Irrtümer“. Ullstein Verlag, Berlin; 615 Seiten; 58 Mark.

Kaum zwei Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung ist eine heftige Debatte über die Bonner Ostpolitik der beiden zurückliegenden Jahrzehnte ausgebrochen. Gestritten wird vor allem darum, ob die von der sozial-liberalen Koalition Brandt/Scheel 1969 eingeleitete Entspannungsoffensive tatsächlich zum „Wandel durch Annäherung“ geführt oder das DDR-Regime nicht mehr als nötig stabilisiert habe. In dieser Kontroverse bezieht der Regensburger Politikwissenschaftler Jens Hacker in seiner Studie über „Deutsche Irrtümer“ einen sehr prononcierten Standpunkt. Er wirft – recht pauschal – all jenen illusionären und ahistorischen „Status-quo-Denken“ vor, die den Dialog mit den Machthabern in Ost-Berlin voranbringen wollten.

Diese „Schönfärber und Helfershelfer der SED-Diktatur“, lautet Hackers Verdikt; hätten sich in den siebziger und achtziger Jahren vom Gedanken an die Einheit Deutschlands verabschiedet und damit deutschlandpolitisch ver-



Deutsch-deutsche Unterhändler Kohl, Bahr 1971 in Bonn

sagt – eine sicherlich überzogene Folgerung. Denn was bei Hacker so zwingend und plausibel erscheint, die Wiedervereinigung, war alles andere als vorhersehbar und mußte, wie der Wissenschaftler denn auch einräumt, die gesamte Öffentlichkeit überraschen – ihn eingeschlossen.

Nachdem alle durch die Ereignisse seit 1989 klüger geworden sind, sollten Urteile über die Epoche davor um so behutsamer formuliert werden. Wer Politik nicht im Horizont zeitbedingter Möglichkeiten und wahrscheinlicher Szenarien deutet, argumentiert nun wirklich ahistorisch. Hacker beklagt etwa, daß die Brandtsche Deutschlandpolitik es veräumt habe, „eine innere Liberalisierung der DDR herbeizuführen“. Bloß wie? Der Verfasser weiß selbst nur zu genau, daß Bonn dazu letztlich über keine „Machtmittel verfügte“,

ebenso wie eine „isolierte Lösung der deutschen Frage“ auch seine Vorstellungskraft überstieg. Dazu, wie wahr, „bedurfte es erst eines Michail Gorbatschow“.

Der hätte, da ist Hacker allerdings beizupflichten, nicht nur die Sozialdemokraten durchaus ermutigen können, außer offiziellen Kontakten zum SED-Establishment beizeiten auch das Gespräch mit oppositionellen Bürgergruppen in der DDR zu suchen.

Neue Unsicherheit

Ralf Dahrendorf: „Der moderne soziale Konflikt“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; 326 Seiten; 44 Mark.

In seinem Essay „Der moderne soziale Konflikt“ sieht der Soziologe Ralf Dahrendorf die Summe seiner Sozialwissenschaft. Da wäre, bei einem Denker

vom Schlage des Wahlbrüthen, viel zu erwarten.

Doch diesmal enttäuscht der liberale Außenseiter, seit 1987 Rektor am St. Anthony's College in Oxford, sein Publikum. Zwar nimmt das Buch die überraschende Zeitenwende des Jahres 1989 auf. Aber anders als in Dahrendorfs „Betrachtungen über die Revolution in Europa“, die als unmittelbare Reaktion ein furioses Manifest radikalliberalen Geistes waren, wirken die jüngsten Reflektionen des Autors – alte Themen und alte Thesen – seltsam blaß und abgehoben.

Seit über zehn Jahren verkündet der Theoretiker des sozialen Wandels nun das „Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts“, ohne je gesagt zu haben, was genau er damit meint. Mindestens ebensolange plagt er sich mit dem Konflikt zwischen Freiheit und Bindung ab, der Liberale immer wieder in die Zwickmühle bringt. Viel ist dabei nicht herausgekommen; außer der Binsenweisheit, daß nichts mehr so ist, wie es einmal war, und für die Entwicklung und den Zusammenhalt moderner Industriegesell-

schaften wohl beides vonnöten ist, Freiheitschancen (Optionen) und normgestützte Orientierungsmuster (Ligaturen).

Wie die Erosion elementarer Sozialregeln und der Verfall der öffentlichen Ordnung aufzuhalten wären, über die Dahrendorf beredt klagt, weiß er allerdings auch nicht. Stets schwankt er zwischen begründetem Pessimismus und grundlosem Optimismus. Er warnt, zu Recht, vor „Nationalismus und Fundamentalismus“ als den „großen Anfechtungen der Modernität“. Sein Ratschlag, ebenso wünschenswert wie wirklichkeitsfremd: „Wir brauchen die Weltbürgergesellschaft.“

Der Weltbürger Dahrendorf liebt es, von hoher, meist britischer Warte aus zu urteilen. Die kosmopolitische Sicht der Dinge schärft, wenn es um Deutschland geht, seinen Blick. Nicht zuletzt die kritischen Passagen über die bürokratische Erstarrung und das verbeamtete öffentliche Leben machen das Buch – allen Einwänden zum Trotz – reizvoll. Schade nur, daß sich der Autor nach solchen luziden Momenten immer wieder im Dschungel

der neuen Unübersichtlichkeit verliert: „Die Lage ist durchaus klar; sie ist nur höchst ungewiß.“



Täter und Opfer

Wolfram Wetze (Hrsg.): „Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten“. Piper Verlag, München; 461 Seiten; 24,80 Mark.

Der Elsässer Bauer Dominik Richert hielt nichts vom Sterben auf dem Feld der Ehre. „Der gewöhnliche Soldat hat ja nichts weiter zu tun“, faßte der Musketier seine Kriegserlebnisse 1918 lakonisch zusammen, „als zu hungern, hurra zu schreien, sich von Läusen quälen und sich fürs ‚heißgeliebte Vaterland‘ totschießen zu lassen.“



Soziologe Dahrendorf in Oxford